

Zeitschrift:	Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber:	Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band:	85 (2014)
Heft:	11: Inklusion : ein ganz normales Leben - Wunsch und Wirklichkeit
Artikel:	Begleitetes inklusives Wohnen als Modell für Menschen mit geistigen Einschränkungen : Solidarität und Eigenständigkeit
Autor:	Tremp, Urs
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-804103

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begleitetes inklusives Wohnen als Modell für Menschen mit geistigen Einschränkungen

Solidarität und Eigenständigkeit

Seit zwanzig Jahren begleitet die arwo Stiftung Wettingen Wohngemeinschaften von Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung. Inklusives Wohnen funktioniert, wenn diese Menschen so viel Autonomie wie möglich und so viel Unterstützung wie nötig bekommen.

Von Urs Tremp

Das Kappelerhofquartier am nordwestlichen Ende der Stadt Baden ist ein klassisches Wohnbaugenossenschaftsquartier. Gross geworden ist es mit der einstigen Badener Weltfirma Brown, Boveri & Cie, der BBC. Die BBC ist inzwischen in der ABB aufgegangen, als Arbeitgeber für die Stadt und die Region Baden spielt das Unternehmen längst nicht mehr dieselbe Rolle wie vor fünfzig, sechzig Jahren. Geblieben ist allerdings der Charakter des Kappelerhofquartiers. Auch nach dem Niedergang der BBC sind hier weitere Genossenschaftsbauten entstanden. Und weiterhin leben im «Kappi» zahlreiche Nationalitäten nachbarschaftlich auf engem Raum zusammen.

«Das war eine gute Voraussetzung, als wir hier unsere Wohngemeinschaft für Menschen mit geistigen Einschränkungen und psychischen Erkrankungen einrichteten», sagt Heinz Furter. Er ist Abteilungsleiter Wohngemeinschaften bei der Wettinger arwo Stiftung (Arbeiten und Wohnen). Insgesamt neun derartige Wohngemeinschaften gibt es in der Region Baden. Sie sind in Blockwohnungen wie im Kappelerhof oder in der Grossüberbauung Weermühle in Neuenhof eingerichtet, aber auch in kleineren Mehrfamilien- oder Einfamilienhäusern in Wettigen, Ennetbaden oder Niederrohrdorf.

Innerhalb der Wohngemeinschaft gibt es Solidarität und Unterstützung. So funktioniert.

Zur WG im Badener Kappelerhof hat Heinz Furter eine besondere Beziehung. Unter demselben Dach, in dem die WG «Brüggli» untergebracht ist (alle arwo-WGs haben Namen), hat er sein Büro eingerichtet. Ihm gefällt die Atmosphäre hier. «Die WG ist sofort gut aufgenommen worden. Sie gehört zum Haus und zum Quartier.» Die Kontakte zu den Nachbarn sind, wie sie halt so sind in solchen Siedlungen: Man grüßt sich, hilft einander aus, wenn im Haushalt etwas fehlt, trifft sich am sommerliche Gartenfest und registriert, wenn in der Wohnung nebenan etwas nicht zu stimmen scheint.

Froh um ganz praktische Nachbarschaftshilfe

Tatsächlich hat Furter einmal von einem Nachbarn nachts eine SMS zugeschickt bekommen, als dieser eine WG-Bewohnerin auf dem Balkon hatte Suiziddrohungen aussprechen hören. «Um solche Nachbarschaftshilfe sind wir froh», sagt Furter. Und wenn einmal jemand reklamiere, weil es zu laut sei, dann ge-

höre das zu den Erfahrungen, die Menschen machen, wenn sie mit vielen anderen unter einem Dach leben. «Das ist auch bei einer Wohngemeinschaft, in der Menschen mit Einschränkungen leben, nicht anders.»

Es gehört zu den Zielen der arwo, dass die Menschen in den Wohngemeinschaften das Leben so weit als möglich selbst bestimmen und gestalten können. Das bedeutet: Sie müssen mit den Rechten, die sie haben, ebenso zureckkommen wie mit den Pflichten, die sich mit dem selbstständigen Wohnen ergeben. Die meisten dieser Menschen könnten alleine nicht leben. Es würden ihnen Strukturen und andere Menschen fehlen. Die Gefahr der sozialen und körperlichen Verwahrlosung wäre gross. In der Wohngemeinschaft aber gibt es Regeln, Ämtli und klar zugeteilte Aufgaben. Und es gibt Unterstützung

und Solidarität innerhalb der WG. So funktioniert. «Vor zwan- >>



Ziel ist die «gelebte Normalität»: Wohngemeinschaftshäuser der Stiftung arwo in Ennetbaden (links), Baden (Mitte) und Wettingen.

Fotos: Urs Treppe

zig Jahren hätten wir selbst nicht daran geglaubt, wie viele der Menschen, die in unseren WGs leben, mit dem Leben außerhalb des geschützten Raums der Familie oder des Wohnheims zureckkommen», sagt Furter.

Skeptisch waren zuerst vor allem die Eltern

Mitte der Neunzigerjahre hat die arwo die ersten Wohngemeinschaftswohnungen angemietet und eingerichtet. Skeptisch waren nicht in erster Linie die arwo-Leute. Bei ihnen hatte sich der damals neue Leitgedanken der Sozialpädagogik durchgesetzt, dass die Menschen mit Einschränkungen nicht an ihren Defiziten zu messen, sondern in ihren Fähigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten zu fördern seien. Inklusion war damals zwar noch kein Schlagwort, aber die Behindertenarbeit begann sich in diese Richtung zu entwickeln. Skeptisch waren damals etliche Eltern von jungen Menschen mit einer geistigen Einschränkung. Bang bis «überfürsorglich» (Furter) fragten sie: Sind unsere Kinder nicht überfordert ausserhalb der geschützten Strukturen des Heims und der Familie? «Es brauchte zum Teil einige Überzeugungsarbeit», sagt Furter heute.

Der Besetzung zusammen. Das Haus, in dem die Gruppe wohnt, ist das Gegenprogramm zu den Genossenschaftswohnungen im Badener Kappelerhof: Ein grosszügiges Einfamilienhaus aus den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts. Darum herum ein grosser Garten samt Swimmingpool. Die nachbarschaftlichen Kontakte sind durch die ganz andere Struktur der Wohnumgebung zwar etwas anders, aber sie funktionieren auch hier.

Britt Wetzel wohnt mit ihrem Mann und den drei Kindern in unmittelbarer Nachbarschaft zur WG Rebberg. Sie sagt: «Zuerst hatten wir bedauert, dass neben uns nicht eine Familie mit Kindern lebt. Inzwischen sind wir aber richtig gute Nachbarn geworden. Als wir selbst noch keinen Swimmingpool hatten, luden sie uns zu sich zum Baden ein.» Eine der Bewohnerinnen habe früher eine Katze gehabt. Seit diese gestorben ist, klopft sie ab und an bei ihnen an und frage, ob sie ein wenig mit der Katze spielen dürfe. «Wenn im Quartier etwas veranstaltet wird wie zum Beispiel die Adventsfenster, dann ist sind die Bewohnerinnen und Bewohner der Wohngemeinschaft selbstverständlich dabei», sagt Britt Wetzel. «Unsere Kinder mögen sie sehr.»

Teil des Dorflebens

Tatsächlich gehören die Bewohnerinnen und Bewohner der WG Rebberg inzwischen zum Ennetbadener Dorfleben. Sie fahren morgens mit demselben Bus zur Arbeit und kommen abends wieder zur Pendlerzeit mit dem Bus nach Hause. Ennetbaden ist eine überschaubare Gemeinde. Die Leute grüssen sich, wenn sie in den Bus einsteigen. Und sie verabschieden sich, wenn sie wieder aussteigen. So kennt man einander und gehört zur Gemeinschaft. Die WG-Bewohnerinnen und -Bewohner fallen zuweilen einzig dadurch auf, dass sie laut aussprechen, was andere Buspassagiere nur denken – dass zum Beispiel der Chauffeur den Bus wieder arg ruppig steuert...

Robert Schibler, Bereichsleiter Wohnen bei der arwo Stiftung, sagt: «Unsere Wohngemeinschaften sind integriert an ihren jeweiligen Wohnorten.» Inklusion gelungen also? «Inklusion»,

relativiert Heinz Furter, «ist ein Ideal.» Will heißen: Man orientiert sich zwar an diesem Ideal, aber den begleitenden Sozialpädagogen ist auch klar, dass die Menschen mit geistigen Einschränkungen oder psychischen Krankheiten kaum je ein vollständig selbstbestimmtes, autonomes Leben führen können. Immerhin gibt es unter den arwo-WGs auch solche, die morgens oder an den Wochenende ohne Betreuung auskommen. Die Strukturen machen es möglich. In einer der arwo-Wohngemeinschaften lebt ein Mann, der nicht wie alle anderen in einem der arwo-Betriebe, sondern außerhalb im ersten Arbeitsmarkt einer Arbeit nachgeht. «Das ist allerdings die Ausnahme», sagt Heinz Furter. Auch beständige Beziehungen zu Menschen ausserhalb der arwo-Welt seien eher selten. Dass die Menschen aber in einer Wohnumgebung leben, die mehr die reale Welt darstellt als der geschützte Raum der Familie oder eines Wohnheims, mache sie selbstsicherer und zuversichtlicher. «Die WG-Bewohnerinnen und -Bewohner schauen zueinander und bewegen sich angstfreier in der Welt», stellt Furter fest. Das wiederum «eröffnet ganz andere Chancen als früher, auf eigenen Füßen zu stehen».

Emanzipation vom Elternhaus

«Auf eigenen Füßen stehen», das heisst auch: sich emanzipieren vom Elternhaus. Tatsächlich ist der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus für die Eltern ebenso ein Einschnitt wie für die Söhne und Töchter. Immer wieder kommt es vor, dass Eltern sich ins WG-Leben einmischen wollen. «Das», sagt Heinz Furter, «lassen wir allerdings nicht zu. Wenn Eltern ihre Kinder in der WG besuchen wollen, dann müssen sie sich anmelden – wie alle anderen Besucherinnen und Besucher auch.» Allerdings, sagt Furter im selben Atemzug: «Da hat bei vielen Eltern in den letzten Jahren ein Umdenken stattgefunden.» Die Zahl derjenigen Eltern, die ihre Kinder am liebsten bis an das eigene Lebensende bei sich haben möchten, habe deutlich abgenommen. Heute sähen die meisten Eltern ein, dass jemand, der bis 50 zu Hause lebt und dort umsorgt und betreut wird, danach kaum mehr den Schritt in die Eigenständigkeit schafft – auch wenn

die Eigenständigkeit begleitet ist. «Wenn man Inklusion ernst nimmt», sagt Furter, «muss man die Kinder ziehen lassen – auch wenn sie mit einer geistigen Einschränkung leben müssen.»

Unvermeidliche und andere Abhängigkeiten

«Inklusion schliesst die Institution nicht aus», sagt Heinz Furter. Er habe allerdings selbst die Erfahrung gemacht, dass er vieles, was er jetzt mit den Wohngemeinschaften erlebe, «früher nicht für möglich gehalten» habe. Will heißen: Auch die Sozialpädagogik musste lernen, den Menschen mit einer Einschränkung auf jeden Fall die Chance zu geben, selbst auszuprobieren, was sie können, wenn sie wollen. «Früher haben wir den Menschen Entscheidungen abgenommen. Heute entscheiden sie selbst.» Der Inklusionsexperte Walter Lüssi hat es allgemein einmal so formuliert: «Allen helfenden Beziehungen ist die Gefahr eigen, dass neben unvermeidbaren Formen der Abhängigkeit sozial hergestellte Formen von Abhängigkeit aufgebaut werden. Sie beschränken auf unzulässige Weise die Selbstbestimmungsfähigkeit und verhindern oft selbstständige Beiträge von Menschen mit Behinderung innerhalb der Gemeinschaft.»

Das gilt für das inklusive Wohnen ganz besonders. Von den Betreuerinnen und Betreuern fordert die Begleitung der Wohngemeinschaften vor allem – wie es Heinz Furter sagt – «eine soziale Wegführung». Das heisst im Alltag: Den Menschen Möglichkeiten aufzuzeigen, die sich bieten, um das Leben, die Freizeit, das Wohnen zu gestalten. Entscheidungen fällen und Erfahrungen machen müssen die betreuten Menschen aber selbst. Das Ziel ist «gelebte Normalität».

Teilhabe am öffentlichen Leben

Das gilt nicht nur für die Bewohnerinnen und Bewohner der WGs, sondern auch für deren Nachbarinnen und Nachbarn. So entsteht eine Sozialraumorientierung, die – um noch einmal Walter Lüssi zu zitieren – «gesellschaftliche Zugehörigkeit fördert und Teilhabe am öffentlichen Leben unterstützt». Inklusion eben. ●